



Erinnerungen

Tirpitz, Alfred von

Leipzig, 1919

3. Das Auslandsdeutschtum und die Marine. Festigung der deutschen
Gesinnung in der Fremde.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-78304](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-78304)

irgendeine Weltmission zuerkennen sollten, die wir nicht selbst wahrscheinlich besser vollbracht hätten, wenn nur die materielle Grundlage geschaffen war. Der Deutsche hatte ja noch etwas vom Emporkömmling, er stand an Selbsthilfe hinter dem Angelsachsen zurück. Aber es war alles so ordentlich und gediegen bei uns, es waren trotz manchen auf den Schein und den Augenblick befohlenen Anordnungen von oben, im Ganzen Leistungen, die sich selbst durchsetzten auch auf Gebieten, welche die Engländer als ihre Domäne ansahen, wie das Kolonisieren, weil bei uns noch der deutsche Fleiß dahintersteckte.

Der Aufstieg Tsingtaus jedenfalls war ein Steeple Chase, besonders da es im progressiven Zeitmaß weiterzugehen versprach. Auch die Deutschen Chinas gewöhnten sich mehr und mehr daran, in Tsingtau zu siedeln und die Stadt als Sammlungsplatz des deutschen Wesens anzusehen.

3

Dem Auslandsdeutschtum hatte die Marine ihr Herz geschenkt, seit Stosch von Beginn seiner Tätigkeit an der Flotte das Ziel setzte, die Welt kennen zu lernen und die Deutschen in der Fremde heranzuholen. Wie hatte doch in den Zeiten unserer Machtlosigkeit deren Heimatstolz darniedergelegt! Im Kriege von 1870 hatte im englischen Hongkong nur ein einziger Deutscher, Herr Siebs von der Firma Siemens es gewagt, sich zu seinem Vaterlande zu bekennen; die meisten hatten es mit Herrn Schwarzkopf gehalten, der sich in einen Mr. Blackhead verwandelte. Im allgemeinen hat sich, von Europa abgesehen, das Deutschtum aus eigener Kraft nur in den lateinischen Staaten Südamerikas gehalten, obwohl das so fehlerhafte v. d. Heydt'sche Reskript vom Jahre 1859 die Auswanderung gerade dorthin zugunsten Nordamerikas lahmgelegt hatte, in der Meinung, für das zukünftige Wohl der auswandernden, uns doch verloren gehenden Deutschen väterlich vorzusorgen. Als 1900 im Staatsministerium Graf Bülow vorschlug, dieses Reskript endlich zu beseitigen, sprachen sich noch damals einzelne Stimmen für seine Beibehaltung aus!

Viele Millionen Deutsche, die auswanderten, gingen uns innerlich wie äußerlich verloren und befruchteten unsre späteren schlimmsten Gegner. Ohne vergangne und gegenwärtige deutsche Arbeit hätte die Entente bei weitem nicht das geleistet, was sie uns antat; eine der bitteren Erkenntnisse unsrer Lage.

War das Aufgehen im Amerikanertum bei den Verhältnissen, die unsere Auswanderer dort antrafen, auch an sich unvermeidlich, so entsprang doch die Art und die Schnelligkeit, mit welcher das Aufgeben der eigenen Nationalität sich vollzog, unserem wenig ausgeprägten Nationalgefühl. Mit wehem Gefühl habe ich einen ungeheuren Fackelzug erlebt, den, wenn ich mich recht entsinne, 14 000 ehemalige deutsche Soldaten, alle in guten Jahren, in New York dem Prinzen Heinrich zu Ehren brachten. Wenn bei diesen Leuten gelegentlich die Frage der Nationalität berührt wurde, so war der Ausspruch geläufig: Wir denken an Deutschland als an unsre Mutter, Amerika ist aber unsre Frau, zu der müssen wir stehen. Auch noch weniger freundliche Erfahrungen konnte man drüben machen. Die ideellen Güter, welche die Heimat voraus hatte, wurden verzessen lediglich um der materiellen Vorteile des amerikanischen Lebens willen. In der Harvard-Universität führte mich einmal ein Professor aus guter deutscher Familie, der an einer heimischen Universität Privatdozent gewesen war. Er war erst vor wenigen Jahren herübergekommen, erzählte aber, daß er schon amerikanischer Bürger geworden sei. Die Art, wie er dies aussprach, berührte mich nicht angenehm, und ich benutzte eine passende Gelegenheit, um mich bei der ferneren Besichtigung einem anderen der amerikanischen Herren anzuschließen. Gegen meine Absicht muß der ehemalige Deutsche doch eine Empfindung von dem Eindruck seiner Mitteilung auf mich empfangen haben, denn er sagte zu dem mich begleitenden Seeoffizier: „Ihr Chef scheint sich gewundert zu haben, daß ich bereits amerikanischer Bürger geworden bin, aber Sie werden es verstehen, ich bin hier früher Professor geworden, als ich es in Deutschland geworden wäre, und da muß ich doch dankbar sein.“ Was der Herr von Deutschland mitgenommen hatte, spielte offenbar keine Rolle mehr. Ich führe solche Beispiele, deren ich viele in Erinnerung habe, nur an, um den Mangel an nationalem Stolz, Gesinnung und Verpflichtung zu charakterisieren, der unserem Volk verhängnisvoll anhaftet.

Bei solchen Erfahrungen und Eindrücken von deutschem Kulturdünger haben mich Feststimmungen und Denkmalsenthüllungen, die bei uns nicht fehlten, immer mehr kalt gelassen. Die zehn Millionen Nordamerikaner deutscher Abkunft haben gemäß ihrem von der Heimat mitgebrachten Nationalcharakter Deutschland zugrunde gehen lassen, ohne einen Finger zu rühren. Wie andere Rücksicht erzwingen sich die Islän-

der, und doch wird man nicht behaupten wollen, daß Irland seinen auswandernden Kindern mehr Kulturwerte mitgegeben habe als Deutschland. Mit Schmerz habe ich im Tabernakel der Mormonenstadt rings um mich schwäbeln gehört und vernehmen müssen, wie ein Missionar, der in das „Land der Heiden“ geschickt wurde, um Bekehrungen vorzunehmen, gewisse Gegenden Deutschlands als besonders fruchtbar für seine Arbeit schilderte. Indes, wenn man auch fast auf der ganzen Erde in die Lage kam, über das eigene Volk, trotz seinen großen Leistungen, trauern zu müssen, und wenn bei den Deutschen draußen häufig das persönliche Interesse allein den Ausschlag gab, während jeder Engländer fast selbstverständlich ein Agent des Foreign Office war, sobald es sich um englische Interessen handelte, so hatte man doch in der letzten Zeit vor dem Kriege angefangen, das reiche Kapital, welches wir in unseren Auslandsdeutschen besaßen, mehr auszunutzen. Mit der steigenden Kraft und Würde des Deutschen Reiches, insbesondere mit dem Aufblühen seiner Seegeltung, begann sich auch das Auslandsdeutschtum dem Blut und der Kultur nach wieder mehr als berechtigtes und verpflichtetes Glied eines großen Körpers zu fühlen.

Die Heranholung des Auslandsdeutschtums, das an sich ungünstiger über die Welt zerstreut ist, als die angelsächsische, spanische oder selbst französische Auswanderung, ist von unsern Auslandsbehörden bis kurz vor dem Krieg nur lässig betrieben worden. Es fehlte ihnen vielfach das warme Gefühl dafür, daß eine große Nation sich auch in ihren zerstreuten Gliedern nicht aufgeben darf. Ich will mir nicht das böse Wort zu eigen machen, daß manche unsrer amtlichen Auslandsvertreter das Vorhandensein von Auslandsdeutschen vorwiegend als Last empfunden haben; doch muß ich von der Marine sagen, daß sie durchschnittlich eifriger war, das Deutschtum zu binden und mit Stolz auf die Heimat zu durchdringen. Wo immer deutsche Ansätze waren, haben wir uns für Erstarfung des nationalen Zusammenhangs über See bemüht. Um die Deutschen zusammenzuhalten, waren die verschiedensten Anlässe gut. Wir sind über alle Klassenunterschiede hinweggegangen, was in Ostasien leichter war, als anderswo, weil dort die dienende Schicht unter den Deutschen fehlte. Der Gottesdienst führte uns zusammen; an Kaisers Geburtstag wurde alles eingeladen, was die deutsche Sprache spricht; an diesem Tag sah man alle möglichen Leute auf dem Schiff. Draußen bindet ja Sprache und Blut viel mehr, und die Grenzstriche

verwischen sich; die Östreicher rechneten überall zu uns, sogar die Schweizer. Auch unsere Kauffahrtei, die früher nur zu geneigt war, sich an die anderen anzuschmiegen, ist durch dieses Bestreben der Kriegsmarine nationaler geworden.

Wie das Seeoffizierskorps den Dienst am Deutschtum auffaßte, möchte ich aus einem zu meinem Geburtstag März 1914 mir vom Kommandanten des „Kaiser“ aus Südamerika zugegangenen Brief belegen.

... „Davon bin ich jedenfalls überzeugter denn je, daß ein Hinausschicken unserer Schiffe für Offiziere und Mannschaften und für die Schiffe selbst eine Notwendigkeit ist; ohne diese Maßnahme muß die Marine immer kommissiger werden — ich finde keinen anderen Ausdruck. Es spielt aber doch auch noch Größeres mit. Es gibt so viel deutsches Blut im Ausland, was festgehalten oder wieder belebt werden muß. Warum soll die Zeit nicht kommen, wo das wieder einmal durchschlägt; nicht um uns anzugliedernde Staaten zu bilden, sondern um bei der Massenbildung sich durchzusetzen und für unser Mutterland natürliche Absatzgebiete zu schaffen, ohne die wir daheim schließlich ersticken müssen. Dann können wir auch wieder auswandern lassen. Der Brasilianer kolonisiert nicht, er besitzt keine Arbeitskraft und läßt das Land leer. Die Rasse wird sich dort erst bilden, wenn das Land sich von außen füllt. Deutschtum zurückgewinnen, deutsches Blut wieder neu beleben tun aber keine Gesandtschaften und Konsulate, auch die Schulen können es nur erhalten, wo die Familie noch deutsch empfindet. Die Arbeit kann nur von uns geleistet werden, denn sie braucht eine starke patriotische Stimme und ein augenfälliges Objekt, an dem man sich begeistern kann.“

Und noch aus der tragischen Latenlosigkeit der Marine im Jahr 1915 schreibt mir derselbe:

... „Das große Werk: Deutschem Wesen und Sein in der Welt sein Recht zu verschaffen; das kann nur die Marine zum Abschluß bringen. Die nationale Kraft, die in der Heimat auf unserer Monarchie und auf unserem starken Heer beruht, sie hinauszutragen in die Welt, dazu ist die Marine geschaffen, aus diesem Gedanken ist sie für das Volk geboren. Ich höre es aus allen Briefen heraus, die ich dann und wann jetzt aus Südamerika noch erhalte: die Freude über den wachsenden deutschen Geist und über den Zusammenschluß alles Deutschen, auch da, wo er schon verloren schien. Und dann hinterher der Gedanke: wenn der Friede wieder eingezogen ist, dann sollen unsere Schiffe wiederkommen, das Band deutschen Empfindens unlösbar zu knüpfen.“

So begann Wurzeln zu fassen, was ich in die Marine hinein-
zupflanzen mich bemüht hatte, und sie kam als Pionier des Deutsch-
tums immer stärker zur Wirkung, je weniger die Flotte gezwungen
war, ihre ganze jugendliche Kraft im Heimathafen zu verbrauchen.
Als der Krieg ausgebrochen war, sah ich die unermesslichen Aussichten
unsrer Weltgeltung und damit auch unser heimisches Schicksal daran
hängen, daß wir den Krieg mit einer Stellung gegen die Angelsachsen
verließen. Die durch die Thatfache des Krieges zerstörten Auslands-
werte konnte freilich nur ein Sieg voll ersetzen. Aber auch wenn wir
der Obermacht mit Würde unterlagen und mit Ehren fielen, konnte
der deutsche Name in der Welt die Achtung bewahren. Die Zukunft
des Auslandsdeutschthums und unsrer ganzen so künstlichen und so un-
entbehrlichen Weltstellung hing davon ab, ob es die Menschen mit Stolz
erfüllen konnte, Deutsche zu sein. Nichts hatte das geschäftliche Auf-
blühen der Japaner in unserer Zeit oder der Deutschen nach 1870 tiefer
befruchtet als die bewiesene Kraft und Tapferkeit.

Die Welt hatte noch Platz für viele Deutsche, die als solche, nicht
nur als Lohnsklaven oder Überläufer fremder Rassen ihr Auskommen
fänden, so lange ihnen die Nationalehre zu teuer war, um sie zu ver-
kaufen. Ein längerer Friedenszustand, oder schließlich auch ein Kriegs-
ausgang, der uns als ganze Leute zurückließ, hätte unser Zuspät-
kommen in letzter Stunde noch ausgeglichen. Wenn wir ein wirkliches
gleichgeachtetes Weltvolk wurden, wozu die Möglichkeit vorlag, und
die Heimat dann so voll von Menschen wurde, daß wir davon abgeben
mußten, so blieben sie in der Ferne deutsch und wurden für uns ein
Zuwachs statt eines Blutverlustes.

Die wesentlich im Gesichtsfeld der europäischen Diplomatie auf-
gewachsenen Politiker, die in der Entscheidungsstunde des Deutsch-
tums die Reichschicksale lenkten, hatten die Bewegung nie gefühlt, die
durch die noch bildsame Masse des Deutschthums ging. Sie verstanden
kaum, worüber der Krieg entschied und was für uns alle, insbesondere
auch für unsre Arbeiter, daran hing, daß der deutsche Name in jedem
Winkel der Erde stieg statt sank.

4

Es wäre für uns besonders wichtig gewesen, wenn wir die deutsche
Sprache in China vorwärts gebracht hätten, eine schwierige Aufgabe,